

A N K Ü N F T E I I

GUSTAV FEICHTINGER

© 2020, Gustav Feichtinger

Autor: Gustav Feichtinger

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN: 978-3-99110-446-9 (Paperback)

ISBN: 978-3-99110-447-6 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99110-448-3 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des
Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder
sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

VORWORT

Im 2. Band der 'ANKÜNFTE' werden die Leser abermals in exotische Gegenden der Erde entführt. Bis auf zwei Ausnahmen habe ich die geschilderten Begebenheiten selbst erlebt. Drei der zwölf Geschichten spielen in Südamerika, meinem Lieblingskontinent; zwei in Zentralasien. Das Titelbild der Sammlung zeigt die Steilküste der Insel Olchon im 'Sibirischen Meer', dem Baikalsee. Prägende Erlebnisse des Autors in seiner Jugend runden das Buch ab. Die Erzählungen liefern Einblicke in die Zeitgeschichte der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte.

Dieses Buch ist jenen Personen gewidmet, die mich auf meinen Reisen und Wanderungen begleitet haben und Menschen mit bemerkenswerten Schicksalen, die uns dabei begegnet sind.

Beim Korrekturlesen und beim Umbruch haben mich Bernie Rengs, Andrea Seidl, Maria Toda und Helmut Wilscher tatkräftig unterstützt. Die Kooperation mit Lisa Wapp vom Buchschmiede - Verlag funktionierte stets problemlos. All diesen Personen sei dafür an dieser Stelle herzlich gedankt.

Gustav Feichtinger
Wien, im Juni 2020

INHALTSVERZEICHNIS

Die Russen kommen	5
Verhandlung in San Remo	14
30 Jahre Pause	20
1. Mai 1966	23
In Patagonien	31
Am Solimões	44
Roraima	54
Olchon	64
Regen in der Taklamakan	98
Begegnung in Tokio	121
Truel	133
Der Mischi	153

DIE RUSSEN KOMMEN ...

Wir kamen nach Netting.

Dies ist ein kleines Dorf am Eingang zur ‘Neuen Welt’. So wird die Senke zwischen Hoher Wand und Fischauer Vorbergen im Niederösterreichischen genannt.

Der Sieg der Alliierten in Nordafrika hatte Angriffsziele in der sogenannten Ostmark in den Bereich der US-Bomber gerückt. Am 13. August 1943 war ein Flugzeuggeschwader überraschend über Wiener Neustadt aufgetaucht und hatte die Stadt mit einem Bombenhagel überschüttet. Zahlreiche Todesopfer und Verletzte waren zu beklagen. Die am Rande von Neustadt liegenden Flugzeugwerke – das Luftkreuz Südost des Dritten Reiches – machten meine Heimatstadt zum wichtigen strategischen Ziel alliierter Bomberverbände.

In den drei Jahren seit meiner Geburt hatten die Österreicher von den Kriegsereignissen lediglich aus den (zensurierten) Nachrichten mitbekommen – wenn man einmal von den Todesmeldungen gefallener Soldaten absieht. Mit einem Schlag war jetzt der Zweite Weltkrieg mitten in die Heimat gerückt. Und mit dem einen Angriff war es nicht getan. In den nächsten Wochen verging kaum ein Tag, an dem die Sirenen vor weiteren Bomberverbänden warnten und die Bewohner aufforderten, die Luftschutzkeller aufzusuchen.

Und oft handelte es sich dabei nicht nur um blinden Alarm. Bei weiteren Fliegerangriffen wurde die Zivilbevölkerung stark in Mitleidenschaft gezogen. Viele Menschen kamen in den Bomben um oder erlitten schwere Verwundungen. Bei Volltreffern boten die Keller nur unzureichend Schutz. Die ‘Flak’, eine damals gebräuchliche Abkürzung für Fliegerabwehr-Kanonen, die nach dem ersten überraschenden Angriff rund um die Stadt Stellung bezog, schoss zwar eine Reihe feindlicher Bomber ab, konnte die fortgesetzte Bombardierung letztlich aber nicht verhindern. Auch die Abfangjäger der Nazis gerieten zunehmend ins Hintertreffen.

Ich selbst hatte den ersten Angriff gemeinsam mit meiner Großmutter im Keller unseres Einfamilienhauses am Stadtrand miterlebt. Mehrere Bomben schlugen in der Umgebung ein, doch wir blieben verschont. Bei einem Volltreffer hätten wir keine Überlebenschance gehabt. Mit meinen drei Jahren war ich mir der immensen Gefahr natürlich nicht bewusst; ich kann mich daran auch kaum mehr erinnern. ‘Bum-bum’ soll ich freudig gesagt haben, und mit einer blechernen Proviantdose, die mir die Oma zum Schutz vor Splitter vorsorglich aufgesetzt hatte, wohl ziemlich lächerlich ausgesehen haben.

In der Folge setzte eine gewaltige Evakuierungswelle ein. Wer es sich leisten konnte, verließ die gefährdete Stadtregion und zog aufs Land. Mein Vater arbeitete damals im ‘Luftpark’, also in den Flugzeugwerken. Er hatte den Ersten Weltkrieg in jungen Jahren an der russischen und italienischen Front mitgemacht und war nun in der heimatlichen Rüstungsindustrie unabkömmlich.

Seinen Anstrengungen war es zu verdanken, dass auch uns die Evakuierung aus der Stadt gelang. Er hatte Quartier außerhalb Neustadts gefunden, eben in Netting. Neben meinen Eltern und mir sollte auch Tante Hella, die Schwester meiner Mutter, sowie meine ein knappes Jahr ältere Cousine Ingrid dorthin übersiedeln. Im Oktober 43 war es dann soweit, dass die Großfamilie mit Sack und Pack Wiener Neustadt verließ.

Die Erinnerung mancher Menschen reicht weit in ihre Kindheit zurück. Bei mir bis ins Alter von dreieinviertel Jahren. Das Bild steht heute noch deutlich vor mir: ich sitze im Führerhaus eines Lastwagens, der in der Burgenlandgasse 24 vor der Wohnung meiner Tante im Neuklosterbau parkt. Der Motor läuft und ein Bub steht unten vorm Auto. ‘Schau’, das ist der Hanika Rudi, der Sohn unserer Hausmeisterin. Er ist gleich alt wie du ...’, sagte Tante Hella zu mir. Mit dem Lastauto wurde das Übersiedlungsgut in unsere neue Bleibe transportiert.

*

In Netting bezogen wir dann im Keller einer schmucken Villa eine Zweizimmerwohnung. Das gelb gestrichene, oberhalb des Dorfes am Waldrand gelegene Haus mit Erkern und Türmchen ist mir damals riesengroß vorgekommen. Später, in der Nachkriegszeit, als ich selbst herangewachsen war, hat sich der Eindruck von ‘der Villa’, wie sie von uns stets genannt worden war, auf eine normale Dimension reduziert.

An die Küche mit ihrem gekachelten Boden erinnere ich mich noch einigermaßen. Das abseits gelegene Schlafzimmer war kalt und nur durch einen langen Gang erreichbar.

Ingrid und ihre Mutter hatten es im ersten Stock besser getroffen. Für sie genügte ein Raum, da sich Onkel Michael an der russischen Front befand.

Ich erinnere mich an Kamillentee und Buttercremetorte, die es zu Ingrids fünftem Geburtstag gab. Vom Eckfenster des Zimmers konnten wir die ‘Christbäume’ sehen, welche von den amerikanischen Flugzeugen in manchen Nächten über Wiener Neustadt und Neunkirchen abgeworfen wurden. Uns Kindern gefielen diese Dinge, die tatsächlich an brennende Weihnachtsbäume erinnerten. Dass sie den Städten Tod und Verderben brachten, konnten wir nicht wissen, da sie den Bomberpiloten bei ihren Nachtangriffen halfen, ihre Ziele zu finden.

Ich denke zurück an die gelben Primeln und etwas später dann die langstielen Himmelschlüsseln, die rings um die Villa im Frühling sprossen. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir eine Waldwanderung am Kienberg gleich hinter der Villa, bei der mir mein Vater die Pilze erklärt hatte. Dabei ist mir die Geschichte vom Schwammerlkönig in den Sinn gekommen. Das blaue Märchenbuch von Ingrid besitze ich noch heute. Als ich damals nicht mehr weiter konnte, hat mich Papa auf seinen Schultern nach Hause getragen. Komisch, an welche Einzelheiten man sich nach so vielen Jahren erinnern kann ...

Bei einem der Bombenangriffe auf die Flugzeugwerke erlitt mein Vater eine arge Verletzung der Kniescheibe. Aber kein Bomben-

splitter war die Ursache, sondern ein Motorradunfall. Gemeinsam mit einem Mitarbeiter – er hieß Puchegger – war mein Vater in einer Beiwagenmaschine aus dem Luftpark geflohen. Nahe Bombeneinschläge bewirkten, dass der Lenker des Fahrzeuges im Straßengraben verunglückte. Dabei bohrte sich die Nummerntafel des Motorrads in meines Vaters Knie. An sein Gipsbein erinnere ich mich noch und an ein Plakat, auf dem der Unfall dann mit spaßigen Versen karikiert wurde. Bei einem Besuch sollte ich das Gedicht aufsagen und habe es auch brav getan (*'Puchegger, was hast du getan – schau' dir nur diese Kniescheibe an ...'*).

Noch vernehme ich das Rauschen des Windes in den Föhren und höre meine Großmutter, die uns oft in Netting besuchte, wie sie mir das Märchen von ‘Genoveva und Billemann’ erzählte. Kurz vor meinem 4. Geburtstag ist sie an Hirnhautentzündung erkrankt und bald darauf gestorben. Angeblich Opfer eines Zeckenbisses. Später ging das Gerücht um, dass die Infektion von Ausländern eingeschleppt worden war, die aus dem Osten vor den Russen geflüchtet waren.

*

Und dann kamen sie, die Russen ...

In den Jahren unseres Aufenthaltes in Netting glaubten nur noch wenige an den sogenannten Endsiege. Mein Vater hat mir später erzählt, dass er nach Stalingrad den ‘Feindsender’ BBC abhörte, was bei Todesstrafe verboten war. Er konnte sich also ein Bild machen, wie es stand. Und wenn Ingrids Vater, Onkel Michael, von der Ostfront auf Heimatsurlaub kam, wird er der Familie wohl auch reinen Wein eingeschenkt haben.

Nachdem sie die ungarische Grenze überschritten hatten, tauchten Anfang April russische Truppen in der Buckligen Welt auf. Eine ungeheure Hektik setzte in der Villa ein, die wir Kinder natürlich nicht verstehen konnten. Mein Vater hatte die Aussichtslosigkeit der Lage richtig beurteilt, seine Dienststelle heimlich verlassen, um sich

in der turbulenten Zeit seiner Familie zu widmen. Wie schon zuvor den Auszug aus Neustadt organisierte er nun auch jenen aus der Villa. Ihre einsame Lage schien ihm nicht genug Sicherheit vor den anrückenden Russen zu bieten.

Die Eltern rafften Haustrat – Geschirr, Kleider, Bettwäsche – zusammen und verluden es auf Hand- und Leiterwagen. Mit Sack und Pack ging es über einen Waldweg bergauf und bergab weg von der Villa. Ihre Bewohner hatten Angst, dass die Russen dort ‘hausen’ würden, wie es hieß. Die Nazi-Propaganda hatte von Mord, Vergewaltigung und Raub der ‘mongolischen Horden’ gesprochen und entsprechend verängstigt waren natürlich die Leute ...

Die überhastete Flucht aus unserer bisherigen Bleibe, in der wir keine schlechte Zeit verbracht hatten, ist mir bruchstückhaft in Erinnerung geblieben. Unser Wagen – ‘Zager’ im Dialekt genannt – kippte am unebenen Weg um und die am Waldboden verstreuten Sachen mussten wieder eingesammelt werden. Mit von der Partie waren mittlerweile auch mein Großvater und Tante Franzi, die dritte, jüngere Schwester meiner Mutter. Beide waren aus der Stadt zu uns gestoßen.

Seit damals bin ich diesen Weg oftmals gegangen und habe an die Tage kurz vor Kriegsende zurückgedacht.

Ziel unseres Exodus – ich glaube er fand unmittelbar vor Ostern statt – war Strelezhof, ein nur wenige Kilometer von Netting am Rand des Steinfeldes gelegenes Schloss. Die Besitzer waren in die Schweiz geflohen, und so konnten sich ‘Flüchtlinge’ dort einquartieren. Nach unserem Auszug aus Wiener Neustadt waren wir nun zum zweiten Mal zu solchen geworden. Menschen fühlen sich in einer Ansammlung von Schicksalsgenossen offenbar sicherer als allein und auf sich selbst gestellt.

Im ‘Schloss’, wie es damals und später stets genannt wurde, nächtigten wir gemeinsam mit dutzenden Anderen auf den mitgebrachten Matratzen am Boden des großen Empfangssaales. Gekocht wurde für alle gemeinsam in der großen Schlossküche. Anfangs gab

es noch Vorräte, später sind wir dann mit hartem Brot und Brennnesselsuppe über die Runden gekommen.

An das erste Auftreten der Russen kann ich mich nur noch verschwommen erinnern. In einer Nacht, bald nach unserer Ankunft, ertönten Schüsse. Die Russen hatten die Kette durchschossen, mit welcher man das Eingangstor zum Schloss versperrt hatte. Dann tauchten sie im Schlafsaal auf und trieben die Frauen zusammen. Einige hatten sich die Haare zerrauft und die Gesichter schwarz eingerieben. Manchen nützte dies, andere wieder mussten Schreckliches durchmachen.

In den folgenden Tagen tauchten russische Soldaten häufig im Schloss auf. Mittels Handgranaten fischten sie den Schlossteich leer. Zu uns Kindern waren sie freundlich, vielleicht weil wir sie an jene daheim in Russland erinnerten. Ich erinnere mich, dass mich ein Soldat in die Luft warf um mich dann wieder aufzufangen.

Mein Vater wurde weniger gut behandelt. Von einem Offizier und einem Dolmetsch wurde er in den Wald hinterm Schloss geführt und verhört. Den Russen kam es seltsam vor, dass ein gesunder Mann in den Vierzigern nicht an der Front war. Später hat er erzählt, dass er in seinem ganzen Leben selten so nah am Tod gestanden war wie damals. Aber er hatte Glück und kam davon. Ein Andenken an das Verhör verblieb meinem Vater. Der Offizier hatte mit seiner Pistole so nahe an dessen Kopf vorbeigeschossen, dass er lebenslang unter einem Gehörschaden zu leiden hatte.

*

Lange blieben wir nicht im Schloss. Ein Grund war, dass es zunehmend weniger zu essen gab. Ich selbst kann mich nicht erinnern, echt Hunger gelitten zu haben und auch Cousine Ingrid bestätigt dies – aber bei den Erwachsenen hat es mit Sicherheit anders ausgesehen.

So machten wir uns eines Tages auf den Weg, um unsere Diaspora in Neustadt zu beenden. Der öffentliche Verkehr lag darnieder, außerdem galt es mit dem ‘Zager’ unsere Sachen zu befördern.

Aufgefallen ist der Transport damals sicherlich nicht: die Straßen waren voll von Leuten, welche bepackt mit irgendwelchen Lasten in der Gegend herumirrten.

Unser Haus am östlichen Stadtrand von Wiener Neustadt, im sogenannten Ungarviertel gelegen war glücklicherweise von den Bomben verschont geblieben. Doch in den beiden Innenräumen sah es wie auf einem Schlachtfeld aus. Die Möbel waren teilweise zertrümmert oder fehlten ganz. Durchziehende Ausländer hatten hier ‘gehauzt’ und vieles was nicht niet- und nagelfest war einfach mitgenommen.

Dennoch waren meine Eltern glücklich, wieder in den eigenen vier Wänden hausen zu können. (Es waren ein paar mehr als nur vier, aber nicht viel mehr, da das Haus damals nur aus Küche und Schlafzimmer bestanden hat.)

Das kleine Haus war von einem großen Garten umgeben, was sich bei der katastrophalen Ernährungslage als unschätzbarer Vorteil erweisen sollte. Mein Vater, der immer schon einen Hang zu Garten und Landwirtschaft besessen hatte, ging daran, weite Teile der Grünfläche umzugraben und Beete anzulegen. Die Jahreszeit war noch nicht zu weit fortgeschritten, sodass man Erdäpfel und Kukuruz, also Mais, setzen konnte. Zur Selbstversorgung hielten sich meine Eltern neben einer stattlichen Hühnerschar und mehreren Hasen auch zwei Ziegen. An Milch herrschte somit kein Mangel. Ohne Übertreibung kann gesagt werden, dass uns dies das Überleben zumindest erleichterte.

Russische Soldaten gingen damals bei uns ein und aus. Ich vermute, dass mindestens zwei Gründe dafür verantwortlich waren. Zunächst einmal hatten es ihnen die schmackhaften Herzkirschen angetan, die nahe beim Garteneingang auf einem großen Baum wuchsen. Und dann die Feuersteine, mit denen mein Großvater einen schwunghaften Handel trieb. Woher der ‘Stari Papa’, wie er von den Russen genannt wurde, einen schier unerschöpflichen Vorrat an diesen für Raucher so wichtigen Kleinodien bezogen hatte, das blieb eines der ungelösten Rätsel der Kriegsgeschichte. Streichhölzer gab

es zu dieser Zeit keine mehr, und so tauschte der geschäftstüchtige Opa seine Steine gegen eine beträchtliche Menge an starken russischen Zigaretten. Dass er damit seiner Lunge nichts Gutes tat, das sollte sich dann allerdings zwei Jahrzehnte später herausstellen.

Bei Kriegsende lagen nicht nur die Industrieanlagen, sondern auch ganze Stadtviertel in Schutt und Asche. Wiener Neustadt war durch die Bombenangriffe so stark in Mitleidenschaft gezogen worden, dass die Stadt zu den weltweit am stärksten zerstörten gehörte. Ich erinnere mich noch gut an die riesigen Schuttberge und die Bombenruinen, die auf uns Kinder eine magische Anziehung ausübten.

Näher bei unserem Haus am östlichen Stadtrand lagen am sogenannten Kleeacker die Reste der Flakstellungen, in denen wir damals spielten. Das Nonplusultra war jedoch das zerbombte Zweierwerk. Die Abenteuer, die ich dort mit neu gewonnenen Freunden zu bestehen hatte, zählen zu den Schätzen, die mir von der Kindheit geblieben sind. Dass unsere Eltern damit nicht glücklich waren – sie kannten die Gefahr von Blindgängern, Patronen und Waffen, die es dort gab – das steht auf einem anderen Blatt.

Der Krieg war zwar vorbei, aber noch herrschte keine Normalität in der russischen Besetzungszone. Nächtliche Schreie gequälter Frauen gehörten ebenso zum Alltag wie Raub und Totschlag. Stellvertretend sei die Ermordung des Zisterzienser-Priors der Neuklosterkirche durch einen Russen erwähnt. Am 2. April 1945 ritt ein sowjetischer Soldat – angeblich ein Offizier – auf einem Pferd in das Kircheninnere. Pater Rabensteiner trat ihm beherzt entgegen, doch der Russe zog seine Pistole und erschoss den Prior. Eine Tafel an der Stelle, wo dies geschah, kündet von der Untat ...

Als ein Soldat am helllichten Tag versuchte, unserer Nachbarin Frau Krutt Gewalt anzutun, stellte sich mein Vater schützend vor sie. Daraufhin spuckte ihm der wild gewordene Russe ins Gesicht. Da verlor mein Vater die Beherrschung und schleuderte die Gartenscherre, mit der er sich seinen Obstbäumen gewidmet hatte, gegen den Angreifer.

‘Warte – ich hole schwarze Kamerad’, reagierte der Russe, trat aber den Rückzug an. Zu unser aller Glück ist der schwarze Kamerad dann aber nicht aufgetaucht. Verurteilungen zu langer Zwangsarbeit, Deportationen in die Sowjetunion und Schlimmeres waren in dieser unsicheren Zeit keine Seltenheit.

Mit der Zeit normalisierte sich die Lage aber dann doch. Das Verhalten der Besatzungsmacht war wohl auch mitverantwortlich dafür, dass sich die Kommunisten in Österreich politisch stets nur mit einer Nebenrolle begnügen mussten.

In der Mittelschule, die ich dann besuchte, wurde Russisch als Freizeitangebot angeboten. Ich habe zwar daran teilgenommen, aber nichts gelernt. Leider, muss ich gestehen, da ich die Sprache später gut gebrauchen hätte können. Während meines Mathematik-Studiums war eine Reihe interessanter Bücher nur auf Russisch verfügbar.

Zehn Jahre nach Kriegsende bekam Österreich seinen ersehnten Staatsvertrag und die alliierte Besatzungsmacht zog ab. Auch die Russen ...

VERHANDLUNG IN SAN REMO

Ich kam nach San Remo.

In dieser Stadt an der italienischen Riviera sollte eine Gerichtsverhandlung stattfinden, zu der ich als Zeuge geladen war.

Angeklagt war ein Belgier namens Hubert Deflem, der mich ein Jahr zuvor im französischen Menton bestohlen hatte. Er hatte mich als Anhalter in seinem Auto mitgenommen, in ein Café ‘eingeladen’, sich mit einer Ausrede entfernt und war mit meinem Rucksack verschwunden. Dummerweise hatte ich diesen samt Pass und Geld in seinem Kofferraum gelassen. So saß ich buchstäblich nur mit dem, was ich am Leib trug, und ohne einen Groschen Geld in einer fremden Stadt. Nicht einmal meinen (und seinen!) Kaffee konnte ich bezahlen. Die Polizei kam, und ein Protokoll wurde angefertigt.

Ein Jahr später saß ich im Zug nach Mailand. Ich hatte nicht mehr damit gerechnet, noch jemals wieder von der Angelegenheit zu hören, geschweige denn etwas von meinen Sachen zurück zu bekommen. Aber die Mühlen der Justiz – in diesem Fall der italienischen – mahlen langsam, aber wirkungsvoll, zumindest in diesem Fall. Der Missetäter war jenseits der Grenze auf italienischem Boden verhaftet worden. Es handelte sich um einen Serientäter, der nicht nur eine Reihe von Anhaltern bestohlen hatte, sondern auch Hotels geprellt und Scheckbetrügereien begangen hatte.

Am Neumarkter Sattel, an der Grenze zwischen der Steiermark und Kärnten, begann ich, die Reise vor einem Jahr Revue passieren zu lassen. Wir hatten vor, im Südwesten Frankreichs bei der Wein ernte mitzuarbeiten; nicht nur wegen des Verdienstes, sondern auch um unsere Sprachkenntnisse zu erweitern.

Doch unsere Reise schien schon vom Anfang an unter keinem günstigen Stern zu stehen. Aus Gründen, an die ich mich nicht mehr genau erinnern kann, verlor ich in Lyon meinen Klassenkameraden und Reisegefährten Toni aus den Augen. In der Gegend von Montpellier kam es dann zum zweiten ‘Desaster’: für die Weinernte war

es in diesem Jahr noch um einiges zu früh – sie würde erst in zwei, drei Wochen beginnen.

Natürlich war ich damals ziemlich enttäuscht, aber rückblickend betrachtet haben wir uns einiges an harter Arbeit erspart. Denn wie ich später in Filmberichten sah, war ‘travailler à la vendange’, das heißt ‚Weinlesen‘, mit Sicherheit kein Honiglecken, sondern vielmehr ein knochenharter Job. Wenn ich sage ‘wir hätten uns etwas erspart’, dann meine ich damit auch Freund Toni. Auch er war die Rhône abwärts getrampt, hatte, wie ich auch, den ‘Palais du Pape’ besichtigt und war schließlich in fast derselben Gegend wie ich angelangt. Aufeinander getroffen sind wir jedoch auf dieser Reise nicht mehr.

Ich nutzte die gewonnene Zeit für Besichtigungen. Als besonders eindrucksvoll habe ich den ‘Pont du Gard’ in Erinnerung, ein römisches Aquädukt, das zur Wasserversorgung der Stadt Nîmes gedient hatte. Mit seinen drei Etagen zählt es zu den am besten erhaltenen antiken Relikten Frankreichs.

In den Jugendherbergen, in denen ich übernachtete ergab sich übrigens genug Gelegenheit, französische Konversation zu machen, wenn auch die Mehrzahl der Herbergsgäste Nicht-Franzosen waren. Beeindruckt war ich von einer spanischen Gruppe, die abends ihre Gitarrenkünste präsentierten und dazu Flamenco tanzten.

Zum ersten Mal bekam ich junge Männer mit langen Haaren zu Gesicht, Ende der Fünfzigerjahre noch eine Seltenheit. Die drei Hamburger waren in Armeemäntel gekleidet und trugen Umhängetaschen. Sie nannten sich ‘Gammler’ und schwammen auf der existentialistischen Welle. Ohne Scheu und laut sprachen sie über ihre Abenteuer mit Mädchen: ‘... unten am Strand im Sand, da ... Sie hat geweint, aber was soll’s ...’ Ich erinnere mich noch genau über die Mischung aus Abstoßung und Neugierde, die solche großspurigen Redensarten in mir damals auslösten. Bei uns in der Tanzschule durften wir die Mädchen nur mit weißen Handschuhen anfassen, und hier ...? Eine Tiefenpsychologin, der ich das später einmal erzählte, interpretierte meine Reaktion als ‘jungmännlichen Sexualneid’.

Ich trampete weiter an die Riviera. In Saint Tropez ließ ich mir ein paar Tage die Sonne auf den Bauch scheinen. Mit einer Stange Weißbrot, etwas Käse, einer Menge Tomaten und Jugendherbergsübernachtungen ließ es sich auch in mondänen Orten gut und billig leben. In Cannes und Nizza durchstreifte ich die Uferpromenaden. Monaco ließ ich links (geographisch: rechts) liegen. Kurz vor der italienischen Grenze stoppte ein Auto mit einer belgischen Nummer. Nichtsahnend ließ ich mich vom Fahrer auf einen Kaffee einladen ...

*

Über Venedig und Mailand erreichte ich schließlich San Remo.

Eine Zeitlang durchstreifte ich die verwinkelten Altstadtgassen der Blumenstadt, dann machte ich mich auf den Weg zum Gericht. Vor dem Saal, in dem die Verhandlung angesetzt war, wartete bereits eine Menge Leute, alles Opfer des sauberer Monsieur Deflem. Kreuz und quer durcheinander redend erzählten sie, auf welche Art ihnen der Belgier übel mitgespielt hatte. Die meisten waren mit ihm per Anhalter gefahren, und er hatte sie gnadenlos ausgenommen.

Ich sah keinen Sinn darin, mich an diesen Diskussionen zu beteiligen und setzte mich, nachdem meine Daten aufgenommen worden waren, in eine Ecke. Da fiel mir ein bulliger, etwa Gleichaltriger auf, mit dem ich ins Gespräch kam. Es handelte sich um einen Kanadier, der gemeinsam mit seiner Freundin vom Täter um eine beträchtliche Summe erleichtert worden war. Da kam ich mir mit meinen paar Francs direkt schonend behandelt vor.

Dann begann die Verhandlung. Der Angeklagte saß, flankiert von zwei Justizwachen, in einer Art Verschlag. Ich hatte ihn braungebrannt und drahtig in Erinnerung. Jetzt war er bleich und machte einen ungesunden Eindruck.

„Crime doesn't pay“¹, raunte mir der Kanadier, der neben mir auf der Zeugenbank Platz genommen hatte, zu. Wie er dies genau meinte, das sollte sich im Laufe der Verhandlung noch herausstellen.

Dann begann die Verhandlung des italienischen Staates gegen Hubert Deflem. Die Verlesung der Anklageschrift nahm geraume Zeit in Anspruch. Da dies auf Italienisch geschah, bekam ich davon nichts mit. Dann wurde die ganze Litanei auf Französisch übersetzt. Hier verstand ich dann doch einzelne Brocken. Wenn das alles stimmte, was ihm zur Last gelegt wurde, dann war den Behörden ein dicker Fisch ins Netz gegangen.

Auf die mannigfachen Nationalitäten der aufmarschierten Zeugen nahm das Gericht keine Rücksicht. Zumindest eine englische Kurzversion wäre doch angebracht gewesen, aber nichts dergleichen. Ich schaute auf den Kanadier, der auf seinem Sessel unruhig hin- und herwetzte. Eine Zornesader war auf seine Stirn angeschwollen und er hielt seine Fäuste geballt.

Dann kam es zur Vernehmung der Zeugen. Bei deren Menge rechnete ich mit einer längeren Zeitdauer, sah mich aber getäuscht. Die Zeugen die jetzt vernommen wurden, hatten den Angeklagten lediglich zu identifizieren. Dazu wurde dieser von den Wachebeamten aus seinem Abteil eskortiert, um sich auf einem Podium aufzustellen. Die Zeugen wurden nach der Reihe aufgerufen, mussten vor Deflem hintreten und bestätigen, dass es sich um den Täter handelte.

Kein einziger der Geschädigten ‘fiel um’. Manche nickten einfach nur, andere ergingen sich in wüsten Beschimpfungen. Besonders bei der Gegenüberstellung mit Südländern wurde es laut. Eine junge Französin wollte ihm sogar ans Leder. Die beiden Carabinieri konnten die Dame nur mit Mühe davon abhalten, dem Angeklagten das Gesicht zu zerkratzen.

Dann kam ich an die Reihe. Dass er es war, der mich vor einem Jahr am Hauptplatz von Menton ohne einen Sous hatte sitzen lassen,

¹ Englisch: „Verbrechen zahlt sich nicht aus“

war klar. Da wir gleich groß waren, befand sich sein Gesicht kaum einen Meter entfernt, mir genau gegenüber. Es wirkte weder gehetzt noch gelangweilt, sondern leer und unbetroffen, so, als ob ihn das ganze nichts angege. Ich hatte den Eindruck, dass er mich gar nicht wahrnahm, sozusagen durch mich hindurchschaute.

Langsam ging ich einmal um Deflem herum. Im Auto hatte ich ihn ja meist von der Seite gesehen. Zweifellos – er war es.

Ziemlich zum Schluss erfolgte die Konfrontation mit dem Kanadier. Der trat so nahe vor ihm hin, dass sich ihre Gesichter fast berührten. Der Kanadier machte einen grimmigen Eindruck. Deflem schien dies zu spüren und aus seiner Lethargie aufzuwachen. Er trat einen Schritt zurück. Die Justizbeamten waren dadurch abgelenkt, was der Kanadier ausnützte. Mit seiner Rechten holte er gedankenschnell aus und landete einen perfekten Aufwärtshaken auf Deflems Kinn. Der stieß einen gurgelnden Laut aus, flog durch die Luft und polterte auf den Boden des Gerichtssaales.

Ein unbeschreiblicher Wirbel brach aus. Alle schrien laut durcheinander. Die Wachen stürzten sich auf den Kanadier. Der ließ sich widerstandslos festnehmen. Ein befriedigtes Lächeln erschien in seinem zuvor noch so grimmigen Gesicht. Als sie ihn an mir vorbei aus dem Verhandlungssaal führten, rief er mir triumphierend zu: „Meinen Uppercut nimmt ihm niemand mehr weg ...!“

Inzwischen rappelte sich der Belgier mühsam auf. Er blutete aus dem Mund. Ich müsste lügen, wenn er mir damals leid getan hätte.

So endete die Verhandlung in San Remo, zumindest für mich und die anderen Zeugen. Wir mussten unsere Aussage schriftlich bestätigen, erhielten unsere Zeugengebühr einschließlich der Fahrtkosten refundiert und waren entlassen. Der Kanadier kam, so hörte ich später, mit einer Verwaltungsstrafe davon. Hubert Deflem aber wurde zu viereinhalb Jahren Gefängnis unbedingt verurteilt.

Auf der Rückfahrt dachte ich an die Situation vor einem Jahr. Damals habe ich gelernt, wie hilfsbereit die Mitmenschen sein können. Die Polizisten in Menton ließen mich in der Zelle schlafen. Die Lenker der Autos, mit denen ich per Anhalter Richtung Heimat

mitfuhr, luden mich zum Essen ein, sobald ich meine Geschichte erzählte. In einem schnittigen Sportwagen gelangte ich nach Ferrara. Dort ließ man mich in der Jugendherberge gratis übernachten. Das Glück war mir weiter hold, und ein LKW nahm mich mit bis zur österreichische Grenze. Der Fernfahrer fluchte mit mir auf die bösen Belgier und vermittelte mich an einen Kollegen, der mich dann bis Niederösterreich mitnahm.

Ich erinnere mich noch, dass ich gegen halb drei Uhr früh bei meinem Elternhaus ankam. Es war eine warme Nacht, sodass ich trotz meiner kurzen Ärmeln nicht fror. Ich kletterte übers Gartentor – der Schlüssel war ja im Rucksack gewesen. Das Haustor stand offen und das Schlafzimmer meiner Eltern war leer. Bevor ich noch dazu kam, mir ernsthaft Sorgen zu machen, sah ich etwas Weißes unter einem der Marillenbäume. Meinen Eltern war die drückende Schwüle zu viel gewesen und sie waren in den kühleren Garten ‘ausgewandert’. Ich weckte sie nicht und ließ sie schlafen.

Am Morgen war die Freude groß, dass ‘der Bub’ wieder da war, und auch ich war froh, wieder daheim zu sein. Es gab viel zu erzählen von den Abenteuern bei der missglückten Weinernte.

30 JAHRE PAUSE

Der Sohn kam zu seiner Hochzeitstafel.

„Dort drüben steht dein Onkel Toni – geh’ hin und hol’ ihn herüber“, forderte der Vater seinen Sohn auf.

Seit dreißig Jahren, von 1936 bis 1966, hatten die beiden Brüder kein Wort miteinander gewechselt. Sporadisch waren sie aufeinander getroffen, wie es sich in einer Kleinstadt nicht vermeiden ließ. Grußlos waren sie aneinander vorbei gegangen, geschweige dass sie miteinander gesprochen hätten.

Heute hatte der Sohn geheiratet. Danach waren die Hochzeitsgäste zur Tafel ins Restaurant Witetschka am Allerheiligenplatz eingeladen. Als Braut und Bräutigam vorfuhren, klickten die Auslöser der Fotoapparate. Einer der Fotografen war der Onkel, der sich in einem Haustor gegenüber dem Gasthaus postiert hatte.

Der Sohn kannte seinen Onkel nicht. Mit seinen sechsundzwanzig Jahren fiel er in den Bereich der Funkstille zwischen den Brüdern. Aber als folgsamer Junge überquerte er den Platz, begrüßte seinen Onkel und bat diesen, mit ihm zu kommen. Es war der erste Handschlag zwischen Neffen und Onkel. Dessen Augen schimmerten feucht.

Beide Brüder hatten den ersten der großen Kriege mitgemacht, der Vater bei der Infanterie an der Ostfront und in Italien, sein nur ein Jahr jüngerer Bruder bei der Marine im Adriatischen Meer.

Nach Kriegsschluss war der Ältere nach Südamerika ausgewandert. In Rio de Janeiro und später in Buenos Aires und Cordoba fand er gut bezahlte Tätigkeiten in seinem Beruf als Tischler. Einige Jahre später kam sein Bruder nach Argentinien nach, wo er eine Anstellung als Privat-Chauffeur annahm.

Die beiden waren ein Herz und eine Seele, die in ihrer Freizeit häufig beieinander steckten. Über ihre gemeinsamen Unternehmungen haben sie dem Sohn gegenüber meist Stillschweigen bewahrt. Das wenige, das davon durchsickerte, ließ vermuten, dass beide kein Kind von Traurigkeit gewesen waren. Erzählungen über Jagdabenteuer